

»ICH MUSSTE AN DIE ÖFFENTLICHKEIT APPELLIEREN«.  
POLEMIK UND PHILOGIE AM BEISPIEL JONAS FRÄNKELS  
UND DER DEBATTE RUND UM CARL SPITTELETS NACHLASS

*Abstracts*

Der Beitrag widmet sich auf der Basis neu erschlossenen Nachlassmaterials einer stark rezipierten Pressepolemik, in der sich der Schweizer Literaturwissenschaftler Jonas Fränkel und Vertreter des germanistischen Establishments gegenüberstanden. Thema war der Umgang mit dem Nachlass Carl Spitteler. Fränkels kunstvolle polemische Texte geben Einblick in sein Verständnis von exklusivem und öffentlichem Wissen sowie von Werkhaftigkeit. Die Analyse erhellt erstens, wie ein Wissenschaftler mit großen Verdiensten rund um Schweizer Literaturgrößen wie Spitteler oder Gottfried Keller gerade im Zuge einer polemischen Betätigung, die Fränkel selbst als Verteidigung verstand, in der Öffentlichkeit als Querulant diskreditiert wurde. Zweitens werden breite wissenschaftliche Kontexte eröffnet: Der Umgang mit Nachlässen von Schriftstellern war seit jeher Gegenstand polemischer Debatten, die in den Artikeln anklingen. Drittens ermöglicht die Untersuchung der Debatte und ein Close Reading einzelner Texte Einsichten in die Polemik als Form, die ambivalent und umstritten bleibt und durch eine Mehrheitsgesellschaft zuletzt gegen Fränkel instrumentalisiert wurde.

This article examines a widely discussed press polemic between Swiss literary scholar Jonas Fränkel and representatives of the scholarly establishment, based on newly uncovered archival material. The controversy centered on the handling of Carl Spitteler's literary estate. Fränkel's sharply crafted texts reveal his views on the boundaries between exclusive and public knowledge, as well as on the notion of authorship. The analysis shows how a scholar celebrated for his work on figures like Spitteler and Gottfried Keller was publicly discredited as a troublemaker through polemical engagement he himself saw as a form of defense. The study further situates the dispute within broader histories of knowledge: the handling of literary estates has long been a site of contention. Finally, a close reading of selected texts offers insight into polemic as a genre – ambivalent, controversial, and, in this case, weaponized by the cultural mainstream against Fränkel.

Jonas Fränkel (1879–1965) war ein »Polemiker von einer Schärfe, einer Treffsicherheit und einer argumentativen Virtuosität, wie es ihn« in der Schweiz »vor ihm nicht gegeben hat«.<sup>1</sup> Der streitbare Literaturwissenschaftler und Editions-

1 Charles Linsmayer, »Ein Jude uns unsere grossen Dichter vermitteln! Merci vielmals!« Anmerkungen zur Spitteler-Rezeption und zum Fall Fränkel, in: Quarto 4/5 (1995), S. 162–168, hier S. 165 (erweiterte Fassung auf <http://www.linsmayer.ch/autoren/F/FraenkelJonas.html>, letzter Zugriff 16.12.2024).

philologe arbeitete in den Dreißigern und Vierzigern in einer Schweizer Germanistik, die unter dem Schlagwort einer ›Geistigen Landesverteidigung‹ konservative Wertepolitik betrieb. Eine intendierte Abwehr nationalsozialistischen und faschistischen Gedankenguts ging in der zutiefst ambivalenten Schweizer Kulturpolitik einher mit der Exklusion von Jüd:innen und Emigrant:innen.<sup>2</sup> Der aus Polen eingewanderte Jude Fränkel war in diesem Klima, trotz der Einbürgerung 1919 und seiner weitreichenden Verdienste um Schweizer Größen wie Gottfried Keller (1819–1890) und den mit ihm befreundeten Carl Spitteler (1845–1924), schon per se suspekt; die Geistige Landesverteidigung war auch ein Streit über den Zugriff auf Schweizer Kulturgut und das Recht bestimmter Personen, Güter wie das Werk der potenziellen ›Nationaldichter‹ Keller und Spitteler zu vermitteln.<sup>3</sup> Nach Streitigkeiten mit Verlagen, Institutionen und Vertretern der universitären Literaturwissenschaft scheiterten Fränkels zwei Lebensprojekte: Seine umfassende Keller-Ausgabe, in der Keller-Forschung ein editionsphilologischer Quantensprung,<sup>4</sup> konnte er nach Konflikten mit den Verlagen und der an der Finanzierung beteiligten Zürcher Regierung, in die sich namhafte Vertreter der universitären Germanistik einmischten, nicht weiterführen.<sup>5</sup> Seinem Plan, nach dem erfolgreichen Lobbying für Carl Spittelers Nobelpreis 1919<sup>6</sup> eine Spitteler-Biografie sowie -Gesamtausgabe zu verantwor-

- 2 Vgl. die erste ausführliche Analyse, die Fränkels Marginalisierung in diesen Kontext stellt: Julian Schütt, *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus*, Zürich 1996, zu Fränkel S. 177–204; zur Geistigen Landesverteidigung im Bereich der Literatur allgemein Ursula Amrein, ›Los von Berlin!‹ Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das ›Dritte Reich‹, Zürich 2004.
- 3 Vgl. für eine Situierung von Fränkels Marginalisierung in diesem Kontext auch Joanna Nowotny, *Wie Jonas Fränkel seine Heimat verlor*, in: *NZZ Geschichte* 39 (März 2022), S. 82–91.
- 4 Vgl. zu Aufbau und Geschichte der Keller-Edition und zu den Neuerungen in Fränkels Edition (Einbezug sämtlicher Fassungen, Apparatbände) besonders Gottfried Keller. *Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe*, Bd. 32: *Herausgeberbericht/Register*, hg. von Walter Morgenthaler et al., Zürich 2013, S. 33–39; Fabienne Suter, ›[U]m das Gedicht aus den Trümmern herauf zu holen‹ – Jonas Fränkels Keller-Philologie, in: *Kellers Kanonisierung*, hg. von Malika Maskarinec und Melanie Rohner [erscheint voraussichtlich bei de Gruyter 2025]. Bemerkenswert an den Streitigkeiten rund um die Edition ist, dass Fränkels kühnes und durchaus kontroverses editionsphilologisches Verfahren nie als Grund für die Angriffe fungiert; stattdessen wird ad hominem argumentiert und/oder es stehen praktische Dinge zur Disposition, etwa die Abgabefrist für die Manuskripte der einzelnen Bände.
- 5 Vgl. zum Keller-Streit allgemein Erwin Marti und Hans-Ulrich Grunder, *Carl Albert Loosli 1877–1959*, Bd. 3.2: *Partisan für die Menschenrechte*, Zürich 2018, S. 299–326 (ein Kapitel zu Fränkel und Spitteler befindet sich auf S. 427–450).
- 6 Fredi Lerch, *Spittelers Nobelpreis*. Serie in 3 Teilen auf Journal B; <https://journal-b.ch/artikel/spittelers-nobelpreis-1-fraenkel-taucht-auf/>, <https://journal-b.ch/artikel/spittelers-nobelpreis-2-fraenkel-taucht-auf/>, <https://journal-b.ch/artikel/spittelers-nobelpreis-3-fraenkel-taucht-auf/>.



*Abb. 1: Arbeitszimmer Jonas Fränkels  
zur Zeit der Übernahme des Nachlasses ins Schweizerische Literaturarchiv;  
Quelle: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)*

ten, waren ähnliche Schwierigkeiten beschieden. Nach Spittlers Tod überwarf Fränkel sich mit dessen Töchtern,<sup>7</sup> verlor den Zugang zum Nachlass und sah sich von Seiten der Schweizer Regierung der Forderung ausgesetzt, sein eigenes Spittler-Archiv aus vom Freunde zu Lebzeiten erhaltenen Manuskripten, Briefen, Lebensdokumenten und Ähnlichem abzugeben. Fränkel widersetzte sich und bewahrte sein eigenes Archiv sowie die Spittler-Dokumente an seinem Wohnort – nach seinem Tod widmete sich die Familie der Erhaltung des Materials und Fränkels Arbeitszimmer blieb wie in einer Zeitkapsel konserviert, bis der Nachlass 2021 aus den Händen der Enkelgeneration ins Schweizerische Literaturarchiv übernommen werden konnte (Abb. 1).<sup>8</sup>

nobelpreis-2-lobbyist-fraenkel/, <https://journal-b.ch/artikel/spittlers-nobelpreis-3-fraenkels-durchbruch/> (Oktober 2019, letzter Zugriff 16.12.2024).

7 Vgl. dazu und zum Einfluss namhafter Germanisten und des Verlegers Eugen Diederichs auf die Töchter Spittlers: Magnus Wieland, Der gecancelte Jude, auf: <https://www.republik.ch/2021/07/15/der-gecancelte-jude> (Juli 2021, letzter Zugriff: 16.12. 2024).

8 Vgl. zur Geschichte der Übernahme Irmgard Wirtz, Wie Jonas Fränkels Nachlass mit dem Krypto-Nachlass Spittler nach einem halben Jahrhundert ins Schweizerische Literaturarchiv fand, in: Passim, 27 (2021), S. 22–23.

Die Keller- ebenso wie die Spitteler-Kontroversen gingen mit umfangreichen Polemiken einher, die in öffentlichen Foren und Medien, in institutionellen und juristischen Kontexten und im persönlichen Netzwerk ihren Niederschlag fanden. Im vorliegenden Aufsatz wird der sogenannte Professorenstreit<sup>9</sup> in der Berner Tageszeitung *Der Bund* aus den Jahren 1932/33 analysiert, eine Polemik über einen angemessenen Umgang mit dem Nachlass Spittelers. Auf der einen Seite stand Fränkel (mit wenigen Verbündeten), der sich gegen einen öffentlichen Zugriff auf das Nachlassmaterial und somit gegen eine Übergabe an die Schweizerische Nationalbibliothek (damals Landesbibliothek) wehrte, wie sie die Töchter Spittelers zu dieser Zeit eingeleitet hatten. Auf der anderen Seite standen Literaturwissenschaftler und andere Personen wie eben die Töchter Spittelers, die Fränkel vorwarfen, durch sein exklusives Verständnis von Philologie und seine Parteinahme gegen ein öffentliches Spitteler-Archiv<sup>10</sup> die Forschung und Vermittlung von Spittelers Werk zu behindern. Durch eine Analyse dieser verschachtelten Polemik wird erstens ein tieferes Verständnis des »Falls Fränkel«<sup>11</sup> und seiner Kontexte möglich. Aus Fränkels Ausführungen lassen sich weitgehende Schlüsse über sein Verständnis von Literatur, von Werkhaftigkeit und von relevantem respektive zu vernachlässigendem Wissen ziehen. Die Argumentation beider Seiten ist zweitens erhellend im breiteren Kontext der Diskursgeschichte rund um Literatur, Archive und Editionen, die sich somit selbst als polemisch erweist. Aus dem konkreten Fall lassen sich drittens neue Aussagen zur Form der Polemik überhaupt destillieren – der Beitrag arbeitet so auch mit an einer Theorie der Polemik, die die Form in all ihrer rhetorischen und affektiven Widersprüchlichkeit ernst nimmt.

Die Argumentation erfolgt in mehreren Schritten. Zuerst wird in Anlehnung an klassische theoretische Positionen die polemische Situation erläutert,

9 Vgl. zur Polemik allgemein auch Schütt, *Germanistik und Politik*, S. 194 f.

10 Interessanterweise korrespondierte Fränkel in den Dreißigern mit der Eidgenossenschaft und stellte seine Vision eines Spitteler-Archivs mit ihm als Vorsteher und damit Entscheidungsinstanz über jegliche Konsultation und Verwendung von Material vor, bis hin zu einem Vertragsentwurf, den er 1932 einem Brief beilegte; vgl. die im Nachlass abgelegte Korrespondenz: Nachlass Jonas Fränkel, Schweizerisches Literaturarchiv (SLA) der Schweizerischen Nationalbibliothek, Bern, Signatur: SLA-Fraenkel-B-4-c-2-EDI (Dokumente aus dem Fränkel-Nachlass im SLA werden in der Folge nur noch über die Signatur verwiesen). Diese Dokumente und Debatten werden in einem von Magnus Wieland verfassten Kapitel einer Kollektivmonografie zu Jonas Fränkel eine Rolle spielen, die momentan am SLA entsteht (erscheint voraussichtlich 2027).

11 Der Begriff »Fall Fränkel« wird schon von Fränkel selber benutzt, u. a. im Kontext der Zeitungspolemiken; vgl. Jonas Fränkel, Antwort an Robert Faesi, in: *Der Bund*, 30. Dezember 1932.

um zu zeigen, dass das Objekt der Polemik ins Gleiten gerät – ein für agonales Sprechen und Schreiben durchaus typischer Mechanismus, dem starre Polemik-Modelle nicht gerecht werden. In einem zweiten Unterkapitel wird die Polemik als Zone der Verhandlung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen verstanden. Fränkels Kernargument zielt ins Herz von Nachlass- und Archivdebatten: In einer öffentlichen Polemik vertritt er den Standpunkt, dass Spittlers Nachlass eben nicht vor die Öffentlichkeit gehöre, eine von Anfang an prekäre rhetorische Situation. Darauf aufbauend möchte ich in exemplarischen Close Readings zeigen, dass Fränkels polemische Texte äußerst gefeilt sind. Sie versuchen, sowohl rational als auch emotional zu überzeugen, und bewegen sich damit zwischen dem Ideal einer objektiven, mit Quellen arbeitenden, sich auf epistemische Tugenden berufende Philologie und der Polemik als literarische Kunstform, die mit szenischen Elementen, mit Pathos und Ironie arbeitet. Ein Blick in die Werkgenese erlaubt es viertens, von einem polemischen Prozess zu sprechen, in dem affektiv stärker aufgeladene und rhetorisch stärker zugespitzte Vorstufen in Richtung Zeitungstext kanalisiert und damit auch entschärft werden. So lässt sich Fränkels Polemik schließlich nicht nur als Elend begreifen, als zermürbende Tätigkeit, die er selbst explizit gegen das Schaffen eines ›Werks‹ abgrenzt; Polemik ist auch höchst produktive und damit lustbringende Tätigkeit in einer Zeit der Schaffensblockaden. Dass Fränkels so scharfe und unterhaltsame Polemik zuletzt gegen ihn verwendet wird und sich die Reihen der Schweizer Germanistik und Öffentlichkeit vor ihm schließen, gehört zur Tragik seines Wirkens.

## I. Die polemische Situation und das gleitende Objekt der Polemik

Die Polemik in der Berner Tageszeitung *Der Bund* nahm im Dezember 1932 ihren Anfang, als Fränkel in einem Artikel auf eine Anschuldigung aus dem Nachwort von Robert Faesis Buch *Spittlers Weg und Werk* (1933) antwortete. In den acht Jahren seit Spittlers Tod hatte Fränkel seine Spitteler-Projekte einer Biografie und Gesamtausgabe weiterverfolgt, allerdings ohne sie zu einem Abschluss zu bringen, und sich in diesem Kontext wie erwähnt auch mit Spittlers Töchtern überworfen.<sup>12</sup> Faesi, zu der Zeit außerordentlicher Professor für neuere deutsche und schweizerische Literaturgeschichte an der Universität Zürich, hatte geschrieben, Fränkel maße sich die Rolle von Spittlers »literarischem Testamentsvollstrecker« an und hindere »durch sein präntendiertes Monopol viele

12 Wieland, *Der gecancelte Jude*.

andere, für den Dichter zu wirken«; Spitteler sei durch Fränkel »hinter unzugänglichen Mausoleumsmauern versorgt«.<sup>13</sup> Als Reaktion darauf verfasste Fränkel Erklärungen, die er an zahlreiche Zeitungen schickte. In der Berner Tageszeitung *Der Bund* wurde sein Artikel *Um Spittlers Werk und Nachlass* gedruckt.<sup>14</sup>

Das Thema der Polemik ist der Umgang mit dem Nachlass Carl Spittlers, der zu dieser Zeit durch die Töchter dem Departement des Innern als Schenkung angeboten worden war. Die Eidgenossenschaft hatte die Schenkung noch nicht angenommen und die Polemik wurde durch die Bund-Redaktion, die in rahmenden Texten eingriff, explizit auch als Beitrag zu einer Klärung der relevanten Fragen verstanden. Die Redaktion enthüllte zuletzt, dass selbst »de[m] freundlich aufmerksamen Bundesrat«, also der obersten Behörde der Regierung, eine »öffentliche Abklärung erwünscht« gewesen sei.<sup>15</sup>

Zwischen Dezember 1932 und Juni 1933 erschienen rund 30 Beiträge der zentralen Beteiligten, manchmal in mehreren Teilen über mehrere Nummern hinweg. Auf der einen Seite stand Fränkel, auf der anderen unter anderem Robert Faesi, Anna und Marie-Adèle Spitteler, Hermann Schüpbach (der Anwalt der Spitteler-Töchter) oder Hans Bodmer. Die Bund-Redaktion stellte sich als neutrale Instanz dar, entschied aber in einem *Schlußwort* zu Ungunsten Fränkels. Andere Zeitungen wie die NZZ, der Tages-Anzeiger<sup>16</sup> oder die Basler Nachrichten schalteten sich ebenfalls in die Debatte ein. Ein Streit über ein Thema, das auf den ersten Blick denkbar abgehoben wirken könnte, wurde zum medialen Großereignis mit nationaler Ausstrahlung – einem Großereignis, das sich in Fränkels Nachlass in einer entsprechenden Materialmenge niederschlägt (Abb. 2). Eine Archivschachtel ist bis oben angefüllt mit Korrespondenz mit diversen Redaktionen, Freund:innen und Leser:innen, mit Manuskripten, Entwürfen und Belegen sowie mit Abschriften und Durchschlägen, die zwischen den Instanzen zirkulierten.

Einige Charakteristika der Polemik treten deutlich zutage, wenn man sie schematisch darstellt. Jürgen Stenzel hat ein einschlägiges Dreiecksmodell der polemischen Situation entworfen, in dem das polemische Subjekt, Objekt und

13 Robert Faesi, Nachwort, in: Ders., *Spittlers Weg und Werk*, Frauenfeld und Leipzig 1933, S. 307.

14 Jonas Fränkel, *Um Spittlers Werk und Nachlass*, in: *Der Bund*, 20.12.1932.

15 *Um den Nachlaß Spittlers: Schlußwort der Redaktion*, in: *Der Bund*, 8.2.1933.

16 Zwei Artikel von Carl Seelig stechen heraus, da sie für Fränkel Partei ergreifen, eine seltene Ausnahme: Carl Seelig, *Kämpfe um Dichter*, in: *Tages-Anzeiger*, 3.1.1933; ders., *Kampf um Spitteler*, ebd., 10.3.1933.

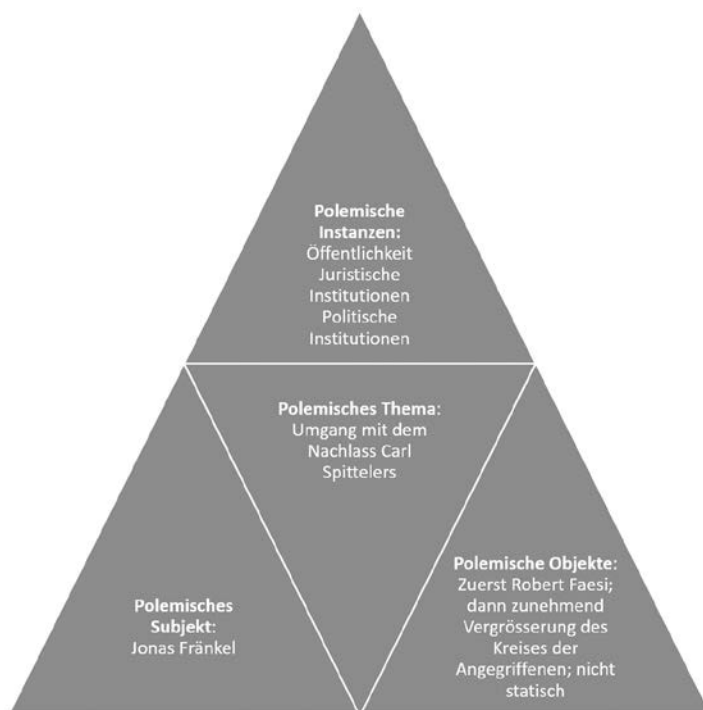


*Abb. 2: Ein Stapel Nachlassmaterial  
zur Bund-Polemik in Jonas Fränkels Arbeitszimmer (rechts);  
Quelle: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)*

die polemische Instanz die Eckpunkte rund ums polemische Thema bilden.<sup>17</sup> In Anlehnung daran ergibt sich aus der Perspektive von Jonas Fränkel folgendes Bild (siehe Abb. 3 auf der folgenden Seite).

Zwei Punkte sind bemerkenswert. *Erstens* existieren mehrere polemische Instanzen: die immer wieder als solche angerufene »Öffentlichkeit«, aber ebenso juristische und politische Institutionen, die von Fränkel einer scharfen Kritik unterzogen werden. Im Kontext von Fränkels weiteren Auseinandersetzungen mit diesen Instanzen wird der ›Professorenstreit‹ immer wieder aufgerufen – Polemik in der Tagespresse ist verschränkt mit ganz konkreten Machtdynamiken, die in Fränkels Ausschluss aus der Spitteler-Forschungslandschaft, seiner Abdrängung vom Nachlass sowie im juristisch begründeten Versuch eines Zugriffs auf sein persönliches Spitteler-Archiv gipfeln.

17 Jürgen Stenzel, Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Kontroversen, alte und neue, Bd. 2: Formen und Formgeschichte des Streitens, hg. von Franz Joseph Worstbrock und Helmut Koopmann, Tübingen 1986, S. 3–11, Modell auf S. 6.



*Abb. 3: Die polemische Situation im ›Professorenstreit‹ aus der Perspektive Jonas Fränkels*

Die Zwischenstellung der Polemik zeigt sich im Nachlassmaterial. Sie geht fließend über in andere Bereiche, etwa in die Korrespondenz, die Arbeit an der späteren Verteidigungsschrift *Spittlers Recht* (1946) oder in juristisches Material, da die Artikel in den späteren direkten Auseinandersetzungen mit dem Departement des Innern als zitierfähige Dokumente fungieren.<sup>18</sup> Somit ist die Polemik auch nicht auf die Jahre 1932/33 beschränkt: Im Nachgang wird sie wiederholt gegen Fränkel verwendet, um ihn als Querulanten darzustellen und so seine Position zu schwächen. In der Klageschrift des EDI gegen Fränkel

<sup>18</sup> Die Prozessunterlagen rund um Spittler finden sich im Nachlass Jonas Fränkel unter der Signatur SLA-Fraenkel-C-2-a-SPIT, inkl. Briefabschriften aus Spittler-Briefen, die oftmals schon in der Pressepolemik zitiert wurden.



(1944/45) wird er etwa als Person dargestellt, die aufgrund fehlender Chancen auf juristischem Boden »immer wieder« versucht habe, »durch Mobilisierung der Öffentlichkeit und einzelner Parlamentarier eine politische Pression auf den Bundesrat auszuüben. Diesem Zweck diene die Pressepolemik vom Jahre 1932/33« (die Polemik selbst wird der Klageschrift als Anhang beigelegt).<sup>19</sup> Noch in den juristischen Dokumenten rund um die Keller-Streitigkeiten der Vierziger wird zu Fränkels Nachteil auf die Polemik verwiesen. In einem Brief an seinen Schriftstellerfreund Carl Albert Loosli berichtet Fränkel, dass »die ganze Spitteler-Polemik [...] herangezogen« wurde, »um zu beweisen, daß mir sowenig wie heute Keller, so auch schon damals Spitteler wichtig war – nur ich sei mir wichtig; die beiden seien nur für Fr. da gewesen usw.«<sup>20</sup> Die massiven persönlichen und zum Teil antisemitisch grundierten<sup>21</sup> Angriffe, denen Fränkel im Verlauf der Polemik ausgesetzt war und die in Auszügen zur Sprache kommen werden, schädigten seinen Ruf in der Schweiz also nachhaltig und beeinflussten seine weiteren Auseinandersetzungen mit den »polemischen Instanzen«.

*Zweitens* wird deutlich, dass das polemische Objekt nicht statisch ist, sondern gleitet. Zuerst richtet sich Fränkel konkret gegen Faesis Kritik an ihm, doch der Kreis der Betroffenen und der thematische Rahmen vergrößert sich zunehmend. In die Polemik gezogen werden die Töchter Carl Spittelers, Anna und Marie-Adèle Spitteler, dann Hans Bodmer in Zürich, Adolf Freys Witwe Lina Frey und Weitere, wobei zu einzelnen Themen ausgedehnte Sub-Polemiken entstehen, die die ganze Debatte mehr als verschachtelt erscheinen lassen. Aus der Abwehr eines persönlichen Angriffs wird so eine allgemeine und historisch sowie wissenstheoretisch aufschlussreiche Nachlass- und Archivdebatte, in der problematisiert wird, wer auf welche Weise Zugriff auf die Dokumente hat und haben soll. Stenzels Modell ist im Grunde genommen zu starr, um diese vielen Polemiken inhärente Dynamik einzufangen; es suggeriert Stabilität, wo in Wirklichkeit konstant um den thematischen Rahmen gestritten wird. Das polemische Sprechen ist, wie schon die Wortherkunft von griechisch *Pólemos*, Kampf oder Krieg, anzeigt, ein agonales Sprechen. Als solches antwortet es auf immer neue Angriffe; im Versuch, zu »gewinnen«, also die Deutungshoheit über eine Situation zu erlangen, arbeitet es sich an immer neuen Gegenständen ab.

19 Klage der Schweizerischen Eidgenossenschaft gegen Jonas Fränkel (Verzeichnis der Beilagen), S. 51; SLA-Fraenkel-C-2-a-SPIT-01.

20 Jonas Fränkel an Carl Albert Loosli, 26. Februar 1942; Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass C. A. Loosli, Signatur: SLA-Loosli-Ms-B-Sq-6.

21 So wurde etwa behauptet, »Bernergeist« und »Fränkelgeist« hätten nicht eine Faser gemeinsam, implizit: dem Juden Fränkel müsse die Schweizer Wesensart also fremd bleiben; vgl. dazu Schütt, Germanistik und Politik, S. 194.

Der gleitende Charakter der »nicht endenwollende[n] Polemik«<sup>22</sup> wird von Fränkel und anderen Beteiligten immer wieder benannt. Konsequenter stellt Fränkel sich in den Texten und den Paratexten zur Polemik als denjenigen dar, der sich verteidigen musste, während die Polemik durch seine ›Gegner‹ oder ›Feinde‹ außer Kontrolle geriet. Die Redaktion habe aus »Sensationsgründen« »dafür gesorgt«, »dass die Diskussion ein ungewöhnliches Ausmaß annahm«, sie habe nach »allen Seiten hin [...] um Artikel gegen« ihn geworben, was dazu geführt habe, dass Fränkel »während der ganzen Zeit immer in *Verteidigungsstellung*« gewesen sei, sowohl gegen seine »von der Redaktion herbeigerufenen Gegner« als auch »wider die Redaktion selbst«, bringt er seine Position in einem Brief auf den Punkt, um zu schließen: »Die Diskussion wurde also *mir* von der Redaktion des ›Bund‹ *aufgedrängt*.«<sup>23</sup> Die Gegenseite allerdings verstand die Polemik nicht als »Sprungbrett zu einem Generalangriff«<sup>24</sup> gegen Fränkel, sondern warf ihm sowohl in Artikeln als auch in Briefen immer wieder vor, er selber ziehe sich nicht vom »Kampfplatz« zurück, sondern führe durch »Provokationen« weitere Eskalationen herbei – diese »Provokationen« werden dabei ebenso inhaltlich als auch stilistisch, als durch seine angriffige Rhetorik bedingt, verstanden.<sup>25</sup> Zur Debatte steht im ›Professorenstreit‹ damit immer wieder, welche Art von Polemik akzeptabel ist, wann jemand die Waffen streckt und einen Schlusspunkt setzen darf, und die Ansichten auf dieser Metaebene der Diskussion sind ebenso unvereinbar wie die Meinung zum Gegenstand selber, dem Umgang mit dem Nachlass Spitteler. Da die Diskursregeln und die Form selbst von den Beteiligten stets reflektiert werden, könnte man auch von einer Polemik über Polemiken, einer *Meta-Polemik* sprechen.

22 Die Formulierung verwendet Arnold Schwengeler (Feuilletonchef beim Bund) 1942 bezogen auf den ›Professorenstreit‹ in einem Brief an Fränkel. Er erteilt Fränkel mit Verweis auf die frühere Polemik eine Absage, als dieser einen Artikel über den nun auf juristischem Boden geführten Spitteler-Streit einreicht (Arnold Schwengeler an Jonas Fränkel, 17.7.1942; SLA-Fraenkel-B-4-b-BUND).

23 Jonas Fränkel an Walter Meyer (Gerichtspräsident am Bernischen Richteramt), 17.2.1933; Hervorhebungen im Original (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND). Ähnliche Darstellungen finden sich in zahlreichen weiteren Briefen Fränkels, vgl. z.B. Jonas Fränkel an NZZ-Direktor E. Rietmann vom 22.12.1932; Jonas Fränkel an Carl Albert Loosli, 16.12.1932; Jonas Fränkel an Arnold Schwengeler, 18.7.1942; alle Briefe als Durchschläge abgelegt unter SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND.

24 Jonas Fränkel an Arnold Schwengeler, 18.7.1942; SLA-Fraenkel-B-4-b-BUND.

25 Hugo Marti (Feuilletonchef beim Bund) an Jonas Fränkel, 18.1.1933 (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

## II. Polemik und Öffentlichkeit im ›Professorenstreit‹

Der ›Professorenstreit‹ ist einerseits geprägt durch zum Teil massive, rufschädigende Angriffe auf Fränkel durch das germanistische und sonstige Establishment, befördert durch die tendenziösen Paratexte der Redaktion, andererseits durch Fränkels eigene angriffige und kunstvolle Polemik bei gleichzeitig rhetorisch reklamierter Opferposition. Wer wann wie viel Raum erhält und wer sich rhetorisch erfolgreich in die Position des oder der zu Unrecht Angegriffenen versetzen kann, ist entscheidend für den inhaltlichen Ausgang der Polemik. Öffentliche Polemik, hier im Medium der Tagespresse, ist dabei nicht zwingend ergebnisoffen; vielmehr ist ihr Ausgang durch Produktions- und Rezeptionsbedingungen vorgezeichnet, in diesem Fall etwa auch durch die asymmetrische Struktur der ganzen Debatte, die Konfrontation von Fränkel (mit ganz wenigen Unterstützern) mit vielen und immer Neuen. Im medial geformten Kontext einer Literaturdebatte kann David nicht gegen Goliath gewinnen, erst recht nicht, wenn auf der Seite von Goliath die Instanz kämpft, die die Publikationsbedingungen an sich steuert und sich in Paratexten und vor allem in ihrem *Schlußwort* auf die Seite von Fränkels ›Gegnern‹ schlägt – die Bund-Redaktion.<sup>26</sup>

Eine Meta-Polemik ist die Bund-Debatte auch insofern, als Fränkels Kernargument genau auf die Frage abzielt, welches Wissen an die Öffentlichkeit gehört und durch sie kritisch verhandelt werden darf, welches ihr hingegen verschlossen bleiben soll. Fränkel besteht immer wieder darauf, dass Spittlers Nachlass eben nicht vor die Öffentlichkeit gehöre – er nimmt eine diametrale Gegenüberstellung von Nachlass und Werk, von ›Privatem‹ und ›Öffentlichem‹ vor. In der *Verabschiedung Faesis* vom 11. Januar 1933, die weiter unten genauer analysiert wird, schreibt Fränkel: »Spitteler verabscheute das Nachlaßstreben der Literaturhistoriker; *sein* Nachlaß sollte für die Öffentlichkeit gar nicht existieren. [...] Spitteler hatte den Ehrgeiz, durch seine *Bücher* auf die Nachwelt zu kommen, nicht durch seinen Nachlass. Entweder, meinte er, haben seine Bü-

26 Die Macht der Redaktion, einen Schlusspunkt zu setzen, wird allerdings in der Polemik auf interessante Weise in Frage gestellt: Fränkel erstreitet nach diesem *Schlußwort* vor Gericht in einem zweiten Anlauf die Aufnahme eines weiteren Artikels auf Basis des juristischen Berichtigungszwangs für die Presse. Doch auch dieser Artikel vom 1. April 1933 wird am 10. April durch eine »Gegenberichtigung« von Schüpbach gekontert, und nun bleibt der mediale Rahmen stabil – die Redaktion nimmt keine weiteren Beiträge auf (das Material zu diesen Rechtsstreitigkeiten ist unter SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND abgelegt).

cher Eigenwert für die Jahrhunderte, oder sie haben ihn nicht«. <sup>27</sup> Fränkel schaltet sich mit solchen Wortmeldungen ein in eine lange und kontroverse Debatte über die Nachlässe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die mit der Errichtung der ersten öffentlichen Literaturarchive Ende des 19. Jahrhunderts verschärft geführt wurde. <sup>28</sup> Fränkel ebenso wie sein Freund Carl Albert Loosli stehen öffentlichen Archiven mehr als kritisch gegenüber. <sup>29</sup> Natürlich ist Fränkels Position damit in einer Zeitungspolemik von Anfang an schwierig, versucht er doch einer Öffentlichkeit näherzubringen, dass etwas nicht vor ihre Augen gehöre.

Im Verlauf der Polemik wird von allen Seiten debattiert, was »privat« ist, was »öffentlich«, und es kommt zu wechselnden Zuordnungen. Das Werk und der Nachlass Spittlers ebenso wie zahlreiche Aspekte des Verhältnisses von Fränkel und Spittler werden von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich aufgeladen. Die Zone der Verhandlung ist die Polemik selbst – in ihr konstituiert sich der Code des Öffentlichen und des Privaten in all seiner Instabilität. Fränkels eigene Kategorien sind volatil: Er schreibt etwa in einem Brief an die Redaktion, er wolle (anders als seine »Gegnerinnen«, hier die Töchter Spittlers) nicht »eine Frage rein privaten Charakters in eine Zeitungspolemik hineinziehen« <sup>30</sup> – um genau diese Frage in einem späteren Artikel doch öffentlich zu erörtern. <sup>31</sup> Einmal verwahrt er sich dagegen, dass ein »Privatbrief«

27 Jonas Fränkel, Verabschiedung Faesis, in: *Der Bund*, 11.1.1933. Zitate aus diesem Artikel werden in der Folge im Fließtext ohne Quellenangabe verwendet.

28 Eines der frühen Beispiele ist der auch für seine Polemiken berühmte Lessing, einerseits was seinen Umgang mit anderen Nachlässen und nachgelassenen Schriften (Christlob Mylius, Hermann Samuel Reimarus, Karl Wilhelm Jerusalem) anbelangt, andererseits aber auch im Hinblick auf den Umgang mit seinem Nachlass. Vgl. dazu Katrin Dennerlein, Lessings Nachlass – eigene und fremde Perspektiven, in: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen 2017, S. 155–178.

29 Mit Fränkels und Looslis Archiv-Kritik und mit Looslis scharfen polemischen Beiträgen zur Nachlassdebatte haben sich an der Tagung *Zukünfte der Philologie III: Vor der Öffentlichkeit* im Mai 2022 am Schweizerischen Literaturarchiv (Bern) zwei Vorträge beschäftigt: Fredi Lerch und Dominik Müller: »... nicht ganz unerheblich für unsere Zeit«. Die 3145 privaten Briefe von C. A. Loosli und Jonas Fränkel und deren Kampf um die Öffentlichkeit; Stephan Kammer: Respondenz. Die Verantwortung des Archivs.

30 Jonas Fränkel an Hugo Marti, 20.1.1933; vgl. zu diesem Argument auch Fränkel an C. A. Loosli, 16.12.1932 (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

31 Jonas Fränkel, Um den Willen Spittlers, in: *Der Bund*, 20., 22. und 23.1.1933, hier 23.1.1933 (Nachschrift).

von ihm »ohne meine Erlaubnis« publiziert wurde,<sup>32</sup> dann wieder zitiert er umfassend und ohne explizite Erlaubnis aus Briefen, die ihm die Töchter Spittlers geschrieben haben.<sup>33</sup> Schon der Beginn der Polemik ist durch einen derartigen Widerspruch gekennzeichnet: Nachdem er erfährt, dass die Bund-Redaktion eine Replik der Töchter Spittlers auf einen Artikel Fränkels bringen wird, in dem er implizierte, sie und/oder die Spittler-Forschenden seien »Nachlaßhyänen«,<sup>34</sup> erklärt Fränkel in einem Brief an den Chefredaktor am 12. Januar 1933, er müsse es »selbstverständlich ablehnen [...], mich mit den Töchtern meines Freundes in eine Zeitungspolemik einzulassen«.<sup>35</sup> Kurz darauf stellt er der Redaktion aber doch einen polemischen, das »pietätlose[]«<sup>36</sup> Wirken der Töchter sehr negativ wertenden Beitrag zu, denn die Töchter »zwingen mich, die Waffen wider sie zu richten«.<sup>37</sup> Im Januar 1933 wiederum erklärt er in einem Artikel und einem Brief an Bund-Feuilletonchef Hugo Marti seinen »grundsätzlichen Verzicht auf weitere Beteiligung an einer öffentlichen Diskussion«<sup>38</sup> – und erstreitet nur wenige Wochen darauf auf juristischem Weg die Publikation seiner nächsten Wortmeldung.<sup>39</sup> Aus der Instabilität der Zuordnungen zu den Bereichen des Privaten und des Öffentlichen ergibt sich auch die Spannung zwischen dem Gesagten und dem Ungesagten, die viele polemische Texte Fränkels prägt. In Fränkels *Verabschiedung Faesis* etwa steht zu lesen: »Herr Faesi stellt einige Fragen an mich. Sie wären leicht zu beantworten. Da ich aber Faesi nicht das Recht zugestehen kann, öffentlich Fragen an mich zu stellen, so bleiben sie hier unbeantwortet.«<sup>40</sup>

32 Fränkel, *Verabschiedung Faesis*.

33 Vgl. Fränkel, *Um den Willen Spittlers*, bes. Teil III (23.1.1933); zum weiteren Verlauf der Debatte, in der klar wird, dass Fränkel keine Erlaubnis zur Publikation der Briefe eingeholt hatte, Hermann Schüpbach, *Um Spittlers Nachlaß*, in: *Der Bund*, 5.2.1933.

34 Fränkel, *Antwort an Robert Faesi*, in: *Der Bund*, 30.12.1932. In einem späteren Artikel schreibt Fränkel, dass Spittler seine Töchter gewarnt habe, nie solche »Nachlaßfuren« wie die Schwester Nietzsches zu werden (Jonas Fränkel, *Um den Willen Spittlers*, 20.1.1933).

35 Jonas Fränkel an Ernst Schürch (Chefredaktor Bund), 12. Januar 1933 (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

36 Fränkel, *Um den Willen Spittlers*, 20.1.1933.

37 Ebd.

38 Jonas Fränkel an Hugo Marti, 9. Januar 1933 (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

39 Vgl. dazu Fn 26.

40 Die Redaktion wirft Fränkel in der Zeitung einmal vor, dass es »Dinge« gäbe, »die man entweder ganz verschweigt oder ganz heraussagt«, bezichtigt ihn also, rhetorisch Ambivalenz herzustellen. *Um Spittlers Nachlaß*, in: *Der Bund*, 13.1.1933.

### III. Affekt versus Wissenschaft: Philologie und Polemik

Dass solche rhetorisch zugespitzte Leerstellen unvermittelt neben präzisen Detailargumentationen stehen, ist charakteristisch für Fränkels Zeitungsbeiträge. Einerseits betreibt er seine Polemik als kühle, um Objektivität und Beweisbarkeit bemühte Philologie; andererseits als höchst affektiv aufgeladene, rhetorisch gefeilte, an einer Tradition geschulte Kunstform.

Fränkels polemische Texte leben von einer sehr genauen Quellen- und Textarbeit und einem dokumentarischen Anspruch, der über das hinausgeht, was typische Polemiken als Formen der Beglaubigung betreiben, also etwa das Zitieren aus Texten des ›Gegners‹.<sup>41</sup> Fränkel behauptet seine Deutungshoheit auf Basis epistemischer, speziell philologischer Tugenden; besonders zu nennen sind die Genauigkeit der Lektüre und des Denkens, die Aufmerksamkeit, die Strenge und die Wahrhaftigkeit – Tugenden, die er im späteren Aufsatz *Von der Aufgabe und den Sünden der Philologie* auch explizit umreißt.<sup>42</sup> Fränkel nimmt die gegen ihn gerichteten Texte beim Wortlaut, dekonstruiert Sätze und fügt Kontextinformationen ein, die ein Geschehen in einem neuen Licht erscheinen lassen. Er zitiert fast exzessiv aus Briefen<sup>43</sup> und ›zerpflückt‹ die gegen ihn gerichteten Texte, wie er auch im wissenschaftlichen Kontext von Fachrezensionen scharfe Kritik an Editionen und literaturwissenschaftlichen Werken anderer Germanisten übt.<sup>44</sup> So weist er in seiner *Antwort an Robert Faesi* diesem beispielsweise in aller Ausführlichkeit und Detailversessenheit nach, dass er aus einer von Fränkel

41 Das sich laut Peter von Matt gerne mit dem Element der »Augenzeugenschaft« verbindet, wenn der ›Gegner‹ selbst auftreten darf; Peter von Matt, *Grandeur und Elend literarischer Gewalt. Die Regeln der Polemik*, in: ders., *Das Schicksal der Phantasie. Studien zur deutschen Literatur*, München 1994, S. 35–42, hier S. 41.

42 Vgl. Jonas Fränkel, *Von der Aufgabe und den Sünden der Philologie*, Aktionscomité zur Förderung der Fränkelschen Gottfried-Keller-Ausgabe [Sonderdruck], 1943. Zu all diesen epistemischen Tugenden finden sich weiterführende Literaturhinweise in Andreas Gelhard, Ruben Hackler, Sandro Zanetti, Einleitung, in: *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, hg. von dens., Tübingen 2019, S. 1–8, hier v. a. S. 4.

43 Vgl. dazu z. B. Jonas Fränkel, *Um den Willen Spittellers*, bes. Teil III (23. I. 1933).

44 Allen voran ist die ausführliche Kritik an Emil Ermatingers *Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher* zu nennen. Jonas Fränkel, [Rezension zu:] E. Ermatinger: *Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher*, in: *Göttingische gelehrte Anzeigen* 12 (1916), S. 681–706. Zeugnis von Fränkels Methode des ›Zerpflückens‹ von ihm kritisierten Texten legen auch die zahlreichen intensiv annotierten Exemplare von verschiedenen Publikationen über Keller und Spitteler in seiner Bibliothek ab (sie wird am Schweizerischen Literaturarchiv momentan unter der Signatur SLA-Fraenkel-D-12 erschlossen).

gehaltenen Rede nicht nur falsch zitiert habe, sondern auch noch selber am fraglichen Anlass gar nicht zugegen war.<sup>45</sup> Fränkels Artikel sind in dieser Hinsicht die quasi-juristische Beweisführung eines Philologen vor den Augen der Öffentlichkeit, wie sich auch in der Menge an Argumenten und zitierten Briefstellen zeigt, die in den polemischen Texten *und* juristischen Dokumenten aufgerufen werden.

Fränkel stellt außerdem seine Fähigkeit performativ aus, Quellen wie Spittellers publizierte Werke »korrekt« zu lesen. Deutlich zeigen lässt sich dies wiederum an der *Verabschiedung Faesi*, einem für Fränkel besonders arbeitsintensiven Artikel, wie noch in der Publikationsfassung unter Verwendung des zentralen Codes privat vs. öffentlich greifbar wird: »[I]m ersten Zorn« habe Fränkel »eine Zurückweisung« für den Bund geschrieben, »die ich dann aber zurückzog, um nicht nach dem Hauptangriff von Faesi das Interesse der *Bund*-Leser auf private Dinge abzulenken, die vor die Öffentlichkeit überhaupt nicht gehören.« Doch nicht nur eine divergierende Fassung existiert: Im Nachlass finden sich mehrere Überarbeitungsstufen,<sup>46</sup> gesamthaft fast dreißig Manuskriptseiten, samt dazugehöriger Korrespondenz mit der Redaktion, der Fränkel drei verschiedene Versionen vorlegte. Die finale Fassung entsteht im Dialog mit der Redaktion, die mehrfach Nachfragen schickt, um Streichungen, Abschwächungen von provokativen Formulierungen oder Präzisierungen bitter<sup>47</sup> – Wünsche, auf die Fränkel nur teilweise eingeht.

In der publizierten Version wird Faesi mit einem durch und durch philologischen Argument »verabschiedet«. In Spittellers *Olympischem Frühling* habe der »eiserne[] Tyrann[]« Ananke »zornige[] Riesenfüße«, die »die Weltenmühle treten. Ein unvergeßliches Bild kosmischer Epik!« Faesi schreibe aber in *Spittellers Weg und Werk* von »Entenfüßen« – der komischen Wirkung kann man sich nicht entziehen. Fränkels Pointe ist nicht nur, dass Faesi das Sensorium für Spittellers Text fehle, da er nicht erkenne, dass seine Darstellung zur Parodie verkomme, wo epischer Ernst herrscht. Er weist weiter nach, dass sich das falsche Wort »Entenfüße« schon in Siegfried Streichers Buch *Spitteler und Böcklin* (1927) finde, Faesi also abgeschrieben habe. Ein Philologe, der nicht nach dem Original zitiert – damit meint Fränkel, Faesi gründlich demontiert zu haben:

45 Jonas Fränkel, Antwort an Robert Faesi, in: *Der Bund*, 30.12.1932.

46 Vgl. SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND für alle Stufen und die folgenden Zitate aus ihnen (Dossier 4/5).

47 Bund-Feuilletonchef Hugo Marti schreibt an Fränkel etwa am 8. Januar 1933, er habe eine »kurze[], sachliche[] Schlusserklärung« erwartet und stattdessen »einen neuen, breit ausgewalzten Angriff« erhalten. Hugo Marti an Jonas Fränkel, 8.1.1933; SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND.

So steht es also um Faesis Verhältnis zu Spittlers Dichtung. Er hat sie niemals erlebt, niemals in ihr gelebt. Selbst wo er ganz nahe um das Werk kreist, ist ihm nicht Spittlers Dichtung wichtig, sondern das Papier, das sich allmählich um Spittlers Werke zu türmen beginnt. Und dieses Papier soll noch durch Oeffnung des Nachlasses gemehrt werden? Weil Faesi der Zugang in Spittlers Welt auf dem Wege durch das gedruckte Werk Spittlers verschlossen ist, sucht er ihn dort, wo es ihm von Spittler verwehrt worden!

Das Argument verknüpft die Vorstellung einer ›erlebten‹ Dichtung mit einer strengen Nachlasspolitik. An den Nachlass wollen nur ›Nichtberufene‹ als Substitut zu einem unmittelbaren, intuitiven, ganzheitlichen, liebenden Zugang zur Welt der Dichtung, wie ihn Fränkel in explizit an die Romantik gemahnende Weise postuliert – Faesi fehle »zur Erfassung Spittlers das, was die Romantiker mit dem vieldeutigen, vielumfassenden, aber durch kein anderes zu ersetzenden Worte: Liebe bezeichnen«,<sup>48</sup> Eine affektive Grundstimmung als Voraussetzung philologischer Arbeit: Dieser Gedanke prägt Fränkels philologisches Ideal sowie sein in der Keller-Ausgabe umgesetztes Verfahren, aus zahlreichen Fassungen einen zum Teil ›neuen‹ Text zu synthetisieren, der der Intention des Dichters am ehesten entsprechen soll, auch wenn er sich in dieser Form nirgends gedruckt findet.<sup>49</sup> Fränkel brachte durch umfassende Recherchen erworbenes, hochpräzises Wissen zusammen mit der Idee einer quasi-dichterischen Intuition und Liebe, einer affektiven Grundstimmung, die eine adäquate Auseinandersetzung mit dem Material erst ermöglichen sollte (ein zwar in einer Tradition stehendes,<sup>50</sup> aber durchaus kühnes Ideal, das interessanterweise im Rahmen der Polemiken nicht zur Debatte stand; stattdessen wurde Fränkel ad hominem als Querulant angegriffen, der anderen Forschenden Hindernisse in den Weg lege). Somit ist Faesis *Verabschiedung* eng verknüpft mit Fränkels Kernargument, dass Spittlers Nachlass nicht vor die Augen der Öffentlichkeit gehöre. Wer den »Papierberg« des Nachlasses benötigt, ist kein echter, liebender Philologe: »Wollt

48 Ähnliche Argumente, die Philologie und Emotion sowie Intuition verbinden, macht Fränkel im erwähnten Aufsatz *Von der Aufgabe und den Sünden der Philologie*. Mängel in Goethe-Ausgaben werden dort damit erklärt, dass die »Kunst der Philologie im Grunde nicht erlernbar« sei: Sie basiere auf »Intuitionsvermögen« und »einem besonders gearteten Verhältnis zu Poesie und dichterischer Sprache, das wohl durch jahrelanges Mühen erworben, doch nicht weitergegeben werden kann« (Fränkel, *Von der Aufgabe und den Sünden der Philologie*, S. 7).

49 Zu Fränkels editorischem Verfahren und den Traditionen, in denen es steht, vgl. Suter, »[U]m das Gedicht aus den Trümmern herauf zu holen«.

50 Vgl. dazu ebd.



ihr euch als Gelehrte erweisen, so schreibt über Spittlers *Bücher!* Aber Hand weg vom Nachlaß!»

Allgemein formuliert: Fränkel, der im Kontext seiner Keller-Ausgabe selber extensiv mit Nachlassmaterial arbeitete und den prekären Charakter publizierter Fassungen mit allen über Generationen weitergetragenen Fehlern sehr wohl kannte,<sup>51</sup> vertritt hier überraschenderweise eine philologische Position, die das publizierte, damit im Falle der neueren Literatur »autorisierte« Werk und den intuitiven Zugang zu ihm priorisiert, einen Zugriff auf den Nachlass und damit auch die Dokumente der Textgenese aber delegitimiert, oder besser: ihn einigen wenigen »Auserwählten« und Verständigen vorbehalten möchte.<sup>52</sup>

Von strenger Philologie zum dichterischen »Erlebnis«, von Textzitaten zum Ausruf mit direkter Anrede eines intendierten Publikums: Nicht nur auf dieser Ebene kommt eine auf Objektivität insistierende Wissenschaftlichkeit zusammen mit einer ausgeprägten Emotionalisierung. Eine Analyse des Nachlassmaterials zeigt, dass die ganze Polemik auch auf einer produktionsästhetischen Ebene durch starke Affekte geprägt scheint. Die Manuskripte der *Verabschiedung Faesis* etwa weisen viele schwungvolle Streichungen, expressive Randzeichen, sich teilweise überlagernde Einfügungen und Überklebungen auf (Abb. 4). Solche Praktiken haben eine symbolische Valenz: Die Polemik als »pratique de papier«<sup>53</sup> ließe sich auch als »Überklebung« der »Gegner:innen« und ihrer Positionen begreifen.

Formalästhetisch betrachtet gehen Affekt und sorgfältigste rhetorische Arbeit bei Fränkel Hand in Hand. An einer Stelle in den Entwürfen der *Verabschiedung Faesis* behandelt Fränkel etwa die Arbeit eines jungen Romanisten, der Fränkel in einem von Faesi zitierten Brief<sup>54</sup> eine Behinderung seiner Arbeit am Nachlass vorgeworfen hatte. Die langen Ausführungen sind in der publizierten Version stark gekürzt, um eben »nicht nach dem Hauptangriff von Faesi das Interesse der »Bund«-Leser auf private Dinge abzulenken«, wie Fränkel ja im Zeitungstext selbst schreibt. In den Typo- und Manuskripten hingegen lässt

51 Vgl. wiederum Fränkel, Von der Aufgabe und den Sünden der Philologie.

52 Stephan Kammer hat für ein solches Archivverständnis in Anschluss an Paul Valéry den Begriff »Monarchiv« vorgeschlagen; vgl. Kammer, Respondenz. Vgl. zu Fränkels konkretem Vorschlag, den Zugang zu Spittlers Nachlass als Vorsteher eines Archivs (restriktiv) zu regeln, Fn 10.

53 Vgl. zum Begriff Antoine Compagnon, *La seconde main ou le travail de la citation*, Paris 1979, S. 17; zur Valenz von Papierpraktiken allgemein Paperworks. Literarische und kulturelle Praktiken mit Schere, Leim, Papier, hg. von Irmgard M. Wirtz und Magnus Wieland, Göttingen/Zürich 2017.

54 Robert Faesi, Antwort an Jonas Fränkel, in: *Der Bund*, 4. 1. 1933.

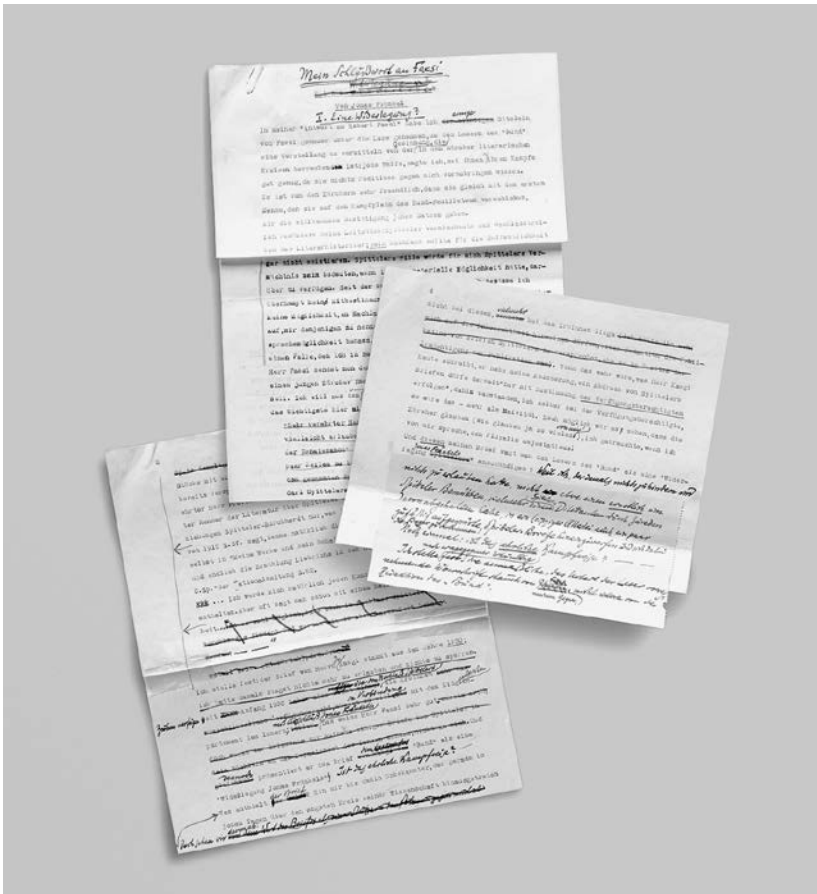


Abb. 4: Manuskripte einer Fassung  
der »Verabschiedung Faesis« mit starken Bearbeitungsspuren;  
Reproduktion: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)

sich Fränkel aus: Der Romanist habe aus im Nachlass Jacob Burckhardts erhaltenen Briefen des jungen Spitteler »ein Potpourri für eine Zürcher Zeitschrift bereiten« wollen: »Also die nichtsnutzigste Art literarischer Betätigung!« In anderen Fassungen werden die Adjektive ersetzt respektive erweitert: einmal als »die unsympathischste Art literaturwissenschaftlicher« Betätigung«, einmal als »die überflüssigste, schädlichste Art literarischer Betätigung« (Abb. 5). Der Vari-

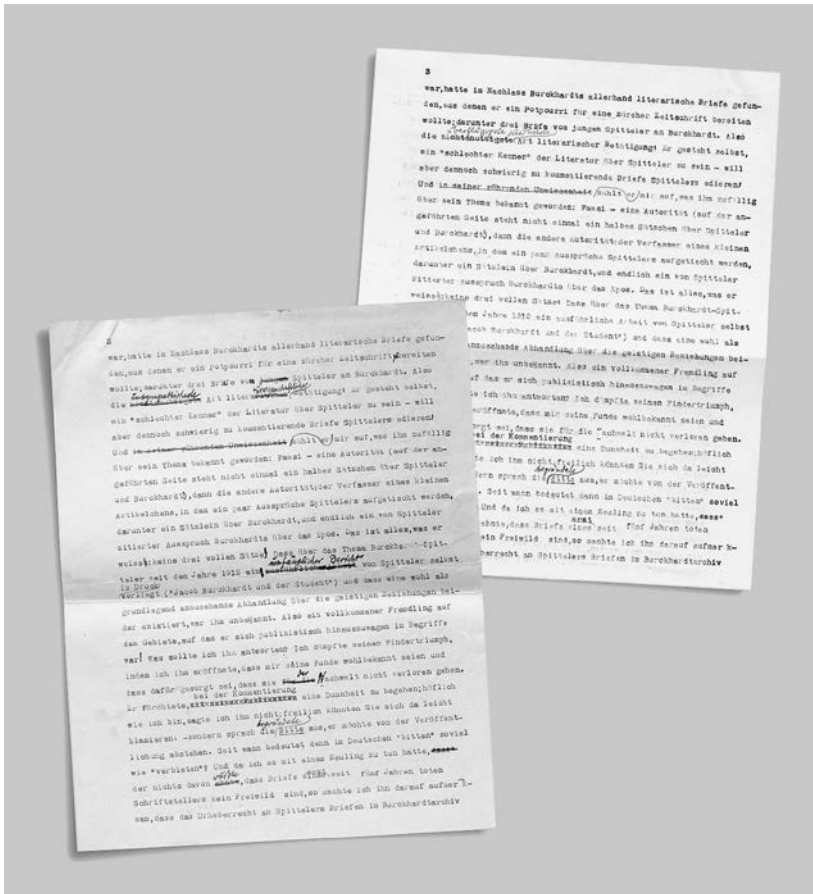


Abb. 5: Manuskriptfassungen der »Verabschiedung Faesis«;  
Reproduktion: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)

antenreichtum an unterschiedlichen und doch ähnlichen Beleidigungen, wie sie zur Form der Polemik mit ihren Wurzeln bis in die »Schimpfkultur des Reformationszeitalters« passen,<sup>55</sup> zeigt, dass im polemischen Schreibakt zugleich affektive Kräfte wirken und formal sorgfältig abgewogen wird.

55 Von Matt, Grandeur und Elend, S. 39.

#### IV. Polemik und Rhetorik – der polemische Prozess

Fränkel schreibt in der Bund-Debatte kunstvolle Texte, in denen er komplexe rhetorische Strategien zur Anwendung bringt – im Sinne Peter von Matts betreibt er »Polemik von literarischem Rang«.<sup>56</sup> Die im Nachlass so reich dokumentierte *Verabschiedung Faesis* eignet sich, um einige von Fränkels Strategien näher zu beleuchten: seine Verwendung szenischer Elemente ebenso wie von Pathos, Ironie und derbem Humor. Und nicht nur durch Anspielungen im Text,<sup>57</sup> sondern auch durch ein rahmendes Element rückt Fränkel selbst die *Verabschiedung* in die Nähe eines literarischen Texts oder einer längeren wissenschaftlichen Abhandlung: »Ein rechter Mann muß Feinde haben« ist das von Carl Spitteler stammende Motto, dessen genaue Quelle nicht angegeben ist. Es ist einem Brief Spittelers an Fränkel entnommen.<sup>58</sup> Damit setzt es Fränkels Exklusivwissen sowie sein behauptetes Verfügungsrecht über die Publikation von Privatbriefen Spittelers in Szene (bezeichnenderweise erscheint es genau in dem Entwurf zuerst, aus dem der folgende Exkurs gestrichen wurde: »mir allein gab Spitteler das Recht, seine Briefe zu veröffentlichen, sofern ich es für notwendig und zweckmässig halte«).

Lebendig und unterhaltsam sind Fränkels Texte durch den Einsatz szenischer Elemente, ein für »literarische« Polemiken im Sinne von Matts typisches Verfahren.<sup>59</sup> Fränkel verwendet immer wieder direkte Anreden: »obwohl *Sie* sich, Herr Faesi, nicht durchweg, wie *Sie* entrüstet behaupten, auf Uebernahme von Spittelerzitaten beschränkten!«, moniert er, um darauf mit ironischem Unterton zu drohen: »Herr Faesi, soll ich noch mehr von Zürcher Spittelerskandalen ausplaudern?« Wie oben zitiert weist er die Literaturwissenschaftler und die Öffentlichkeit an, über Fränkels Bücher zu schreiben, »[a]ber Hand weg vom Nachlaß!«

Szenisch sind auch Passagen, in denen Fränkel eine vermeintlich unmittelbare Gegenwart schildert: »Doch o Wunder! auch von Zürich kommt mir ja Sukkurs: während ich an dieser Antwort an Faesi schreibe, fliegt mir aus Zürich der »Tagesanzeiger« vom 3. Januar auf den Tisch.«<sup>60</sup>

<sup>56</sup> Ebd., S. 35.

<sup>57</sup> In der *Verabschiedung Faesis* etwa verweist Fränkel auf ein *literarisches Gleichnis* Spittelers, *Das Testament des Judas Ischariot*, um Faesi als spät zu Spitteler bekehrten Heuchler darzustellen, der aufgrund der eigenen Mittelmäßigkeit Ressentiments gegen Fränkel habe.

<sup>58</sup> Carl Spitteler an Jonas Fränkel, 5. Dezember 1916; Hervorhebung im Original (SLA-Fraenkel-D-1-B-1-FRAE, mit herzlichem Dank an Fredi Lerch für die Transkription).

<sup>59</sup> von Matt, *Grandeur und Elend*, S. 40 f.

<sup>60</sup> Dort war ein Artikel von Carl Seelig erschienen, der Fränkel in der Debatte unterstützte (vgl. Fn 16).

Einen »o!«-Ruf verwendet Fränkel noch an anderer Stelle. Zu Widmann bemerkt er: »o, wenn er noch heute unter uns wäre!« Solche Abstecher in eine pathetische, eigentlich archaische Schreibweise sind charakteristisch für »literarische« Polemiken, in denen »die alte Rhetorik für kurze Zeit wieder ungebrochen möglich wird«. <sup>61</sup> Voll Pathos sind auch zahlreiche narrative Muster, die Fränkel in der *Verabschiedung Faesis* mit einer entsprechenden sprachlichen Feierlichkeit aufruft: Fränkel trage die »schwere[] Verantwortung [...], daß der gewaltige Meister, der wie im Zwange eines Dämons schuf, dennoch meine Entscheide allemal als maßgebend und für sein Werk verbindlich aufnahm – wer ein solches Leben sein eigen nennen darf, ist gefeit gegen den Geifer des Neides«, da er wisse, dass »die Namen der Neidlinge längst im Orkus des Schweigens versunken sein werden«, während seiner, »mit dem Werke Spittelers eng verschlungen«, »noch genannt« werden wird. Und der »Haß«, mit dem Fränkel sich primär aus Zürich konfrontiert sieht, gehört kurzerhand »mit zu meiner Sendung« – der »berufene« Philologe wird zum leidenden Helden und Märtyrer. <sup>62</sup>

In der Brust der Polemik wohnen aber, ach, zwei Seelen: der Ernst *und* die Ironie, das sentimentale Pathos *und* der Witz. Laut von Matt vollbringt die Polemik »zahlreiche[] Quersprünge« <sup>63</sup> und »Tonartenwechsel«, »von der verletzenen Ironie zur Sentimentalität, vom steilen Pathos zur Distanz des Weltweisen und wiederum zum groben Fußtritt«. <sup>64</sup> Fränkels Polemiken sind voll von solchen Fußritten: Auf dem Weg zu den publizierten Fassungen schwächt Fränkel so manche witzige und grenzüberschreitende Bemerkung ab. In der publizierten Fassung der *Verabschiedung Faesis* bezeichnet Fränkel etwa Faesis Kritik an ihm ironisch als »Neujahrspredigt«: »Doch nicht nur erbaulich war die Neujahrspredigt Faesis, vielmehr, als eine richtige Kapuzinade, auch erheiternd«. Fränkel grenzt die eigene, so ist anzunehmen: gelehrte und geschliffene Polemik gegen die Kapuzinade, also die derbe Strafpredigt ab, die Faesi ihm gehalten habe. In einer schon sehr weit gediehenen, dem Zeitungstext ähnlichen Manuskriptfassung führte Fränkel aus: »Die verspätete Neujahrspredigt, die mir Herr Faesi hielt, war mir »indessen« recht erbaulich und nützlich, ~~wenn sie auch siehtlich~~

61 Von Matt, Grandeur und Elend, S. 37.

62 Zum Wissenschaftler und speziell Philologen als Helden, der für sein Denken und Schaffen leiden muss, ein Topos, der sich vom von Fränkel bewunderten Nietzsche herleitet, vgl. Horst Thomé, Der heroische Forscher, in: Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften. Konfigurationen der wissenschaftlichen Persona seit 1750, hg. von Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase, Dirk Werle, Berlin/Boston 2015, S. 93–101.

63 Von Matt, Grandeur und Elend, S. 38.

64 Ebd., S. 41.

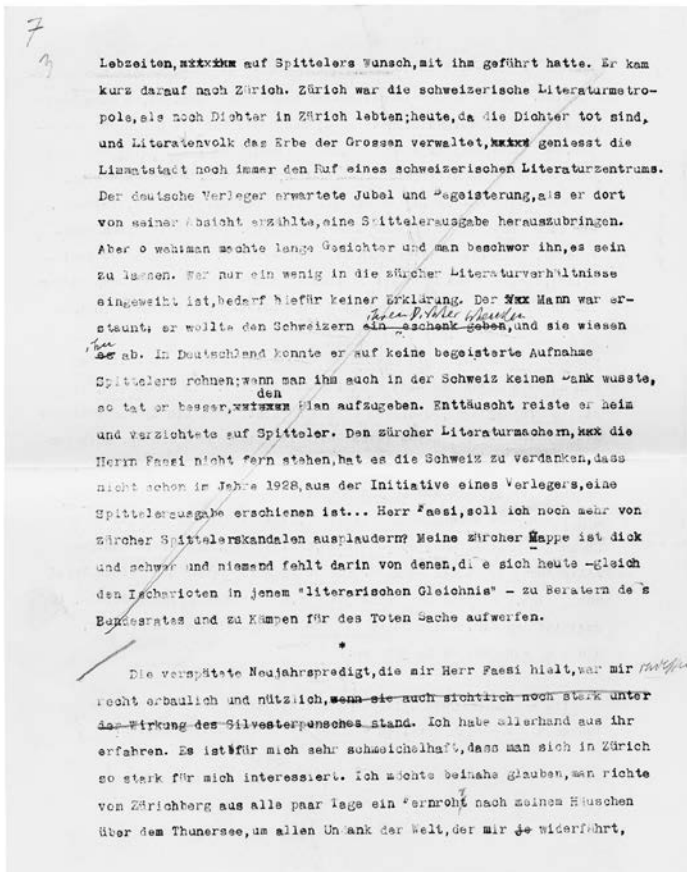


Abb. 6: Witz und Tabu;

Reproduktion: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)

noch stark unter der Wirkung des Silvesterpunsch's stand.« (Abb. 6) Fränkels aus der publizierten Fassung gestrichene Bemerkung über Faesis vermeintlichen Alkoholkonsum kommt in die Nähe einer »Tabugrenze«, wie sie die Polemik »auf dem Gebiet des Witzereißens« gerne übertritt.<sup>65</sup>

65 Ebd., S. 39.

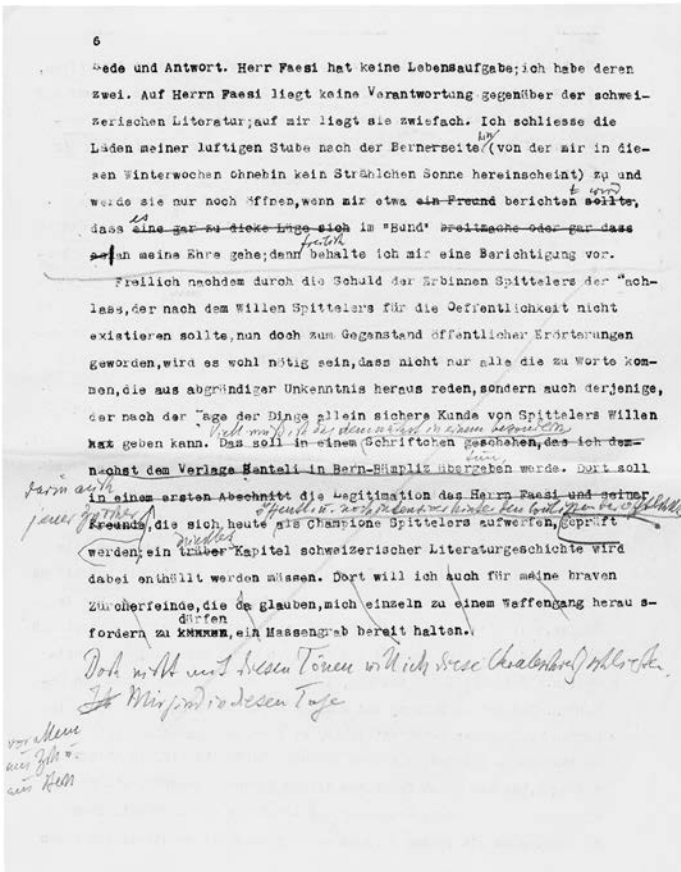


Abb. 7: Polemische Gewaltfantasie in einem Entwurf;  
 Reproduktion: Simon Schmid, Schweizerische Nationalbibliothek (NB)

Auch in Sachen Gewalt übertritt Fränkel in Entwürfen noch Tabugrenzen, die in der Publikationsfassung eingehalten werden. Eine Fassung hat einen gestrichenen Schluss: Fränkel plane eine ganze »Schrift« zum Thema der Polemik; »Dort will ich auch für meine braven Zürcherfeinde, die da glauben, mich einzeln zu einem Waffengang herausfordern zu dürfen, ein Massengrab bereit halten.« (Abb. 7) Die Gewaltfantasie zeigt es: Polemik ist in von Matts selber polemischer Darstellung »Anwendung von Gewalt«, »so wirklich wie irgendein

Hauen, Stechen, Würgen oder Einsperren. Sie zielt auf den Tod oder die Verstümmelung des Gegners«. <sup>66</sup>

Die Publikationsfassung erlaubt sich keine solchen Gewaltfantasien, die auch im Entwurf schon mit einer handschriftlichen Ergänzung versehen werden: »Doch nicht mit diesen Tönen will ich diese Verabschiedung schließen«. Aus langen Essays mit zahlreichen Digressionen und sehr expliziten »Fußtritten« und Beleidigungen wird ein zwar polemischer, aber doch präziser Zeitungstext. Mit rhetorischer Raffinesse setzt Fränkel szenische Elemente, Pathos, Ironie und derben Humor ein – auf dem Weg zur publizierten Fassung ist jedoch eine »Abrüstung« auszumachen, sicher auch, weil die Redaktion in der Korrespondenz immer wieder dahingehend interveniert. <sup>67</sup> Dazu passt die zunehmend weniger expressive Bearbeitung der Fassungen, die mit einer abnehmenden inneren Erregung einhergehen mag, einem Kanalisieren der affektiven Energien in Richtung Zeitungsartikel. Die quasi private Polemik Jonas Fränkels in Form der Artikelvarianten kann somit auch als Vehikel von Affekten verstanden werden, als Überführen einer emotional höchst fordernden, zermürbenden Situation in einen zielgerichteten, einem Medium angepassten Schreibakt. Oder auf generalisierbare Weise ausgedrückt: Es gibt nicht nur die Polemik als durch ein Medium getragenen Diskussionsbeitrag, es gibt einen *polemischen Prozess*, der in diesem Fall affektgeladen ist. Er spielt sich hinter den Kulissen und in der Wechselwirkung mit Instanzen wie der Bund-Redaktion ab und findet einen Niederschlag in Manuskriptfassungen und expressiven Bearbeitungen von Material. In Fränkels polemischem Prozess werden Affekte überführt in neue mediale Formen, die auf der Oberfläche einen geringeren affektiven Gehalt aufweisen.

<sup>66</sup> Ebd., S. 35.

<sup>67</sup> Beispiele solcher Interventionen finden sich schon in der Korrespondenz rund um diverse Zeitungsartikel Jonas Fränkels aus den Zwanzigern; sie belegen, dass Fränkels rhetorisch geschliffener, angrieffiger Stil im Schweizer Kontext auch bei ihm ursprünglich wohlgesonnenen Redaktoren wie Bund-Feuilletonchef Hugo Marti Irritationen auslösen konnte. Dieser spricht schon 1926 beispielsweise davon, dass er zwar bereit sei, in eine »literarische Fede [sic]« zu gehen, es dafür aber gerne hätte, dass »die Wäfen auf unserer Seite blank sind« – zu diesem Zweck legt er Fränkel Entschärfungen ans Herz (Hugo Marti an Jonas Fränkel, 4.2.1926; Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Hugo Marti, Signatur: SLA-H.MARTI-B-4-b-05/01; vgl. auch die unter SLA-H.MARTI-B-2-FRAEN abgelegten Erwidierungen Fränkels).



## V. Polemisches Elend, polemische Lust: Werk und Nachlass Jonas Fränkels

Fränkels Texte sind also elaborierte, rhetorisch gefeilte, viel Zeit bindende, philologische Verfahren zur Anwendung bringende Texte. Dennoch wertet er sie selbst ab, schließt sie sogar aus seinem Werk aus. Als er sich 1950 mit dem Schriftsteller Rudolf Jakob Humm befreundet, schreibt er: »Wie seltsam [...], dass Sie auf dem Umwege über meine Polemica mir nahe kamen! Ich schreibe immer so sehr aus innerer Not, unter einem inneren Zwange, dass ich auch jene Streitschriften nicht verleugnen darf. Dass sie mir offenbar missglückt sind, das steht auf einem andern Blatt. Doch sowohl im Falle Spitteler wie im Falle [sic] Gottfried Keller-Ausgabe *musste* ich an die Öffentlichkeit appellieren. Im Falle Spitteler hatte ich die *Pflicht* hinauszurufen, dass hier der Wille eines Toten vergewaltigt wurde.«<sup>68</sup> Abwertende Äußerungen über seine eigenen Polemiken sowie Polemiken ganz allgemein finden sich im Nachlass zuhauf. Schon am 12. Juni 1908, also im Jahr, in dem der Austausch mit Spitteler erst beginnt, äußert er in einem Brief grundlegende Vorbehalte gegen die polemische Form: »Gefreut hat mich auch, dass Sie nachträglich die Nietzsche-Broschüre aus der Reihe Ihrer Werke gestrichen haben u. so der Missdeutung vorbeugen, als legten Sie der Polemik einen andren Wert bei als den des Zufälligen, dem Augenblick Entsprungenen.«<sup>69</sup>

Fränkel steht hier in einer Tradition: Ein klassischer Werkbegriff schloss Polemiken als Teil einer alltäglichen, oft publizistischen Kommunikation aus. Die »dem Augenblick [e]ntsprungene[]« Polemik widerspricht gemäß solcher Auffassungen althergebrachten literarischen Zeitökonomien und Ästhetiken; sie unterliegt gemeinhin auch in einem moderneren Verständnis anderen Produktions- und Rezeptionsbedingungen als literarische Texte. Goethe, der mit seiner eigenen Nachlasspolitik leitgebend war für alle Debatten rund um Nachlässe

68 Jonas Fränkel an Rudolf Jakob Humm, 3. Mai 1950; Hervorhebung im Original (SLA-Fraenkel-B-2-HUMM). Unter die »Polemica« fasst Fränkel hier besonders die Bücher *Die Gottfried Keller-Ausgabe und die Zürcher Regierung* (1942) und *Spittlers Recht* (1946), wobei sich zwischen letzterem und den Artikeln der Bund-Polemik wie gesagt viele Parallelen finden.

69 Jonas Fränkel an Carl Spitteler, 12. Juni 1908; Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass Carl Spitteler, Signatur: SLA-CS-B-2-FRAEJ. Gemeint ist ein Artikel, in dem Spitteler implizierte, dass Nietzsche in der Arbeit an seinem *Also sprach Zarathustra* (1883–1885) von Spittlers *Prometheus und Epimetheus* (1881) beeinflusst gewesen sei: Carl Spitteler, Meine Beziehungen zu Nietzsche, in: *Süddeutsche Monatshefte*, München 1908, nachgedruckt in ders., *Gesammelte Werke*, Band 6: Autobiographische Schriften, Zürich 1947, S. 491–518.

und Archive,<sup>70</sup> wollte den ›polemischen Teil‹ der Farbenlehre nicht in seine Werkausgabe aufgenommen wissen; gegenüber Eckermann bemerkte er in diesem Kontext: »Im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude.«<sup>71</sup> Zugunsten eines ›ewigen Werks‹ sollte der Bezug zur polemischen Öffentlichkeit also getilgt werden. Und der begnadete Polemiker Heinrich Heine, den Fränkel bewunderte,<sup>72</sup> schwankte selber zwischen einer Hochschätzung und einer Abwertung der Form: »Bei der Übersendung des ersten Bandes der *Reisebilder* im Mai 1826 erklärte Heine Karl Simrock noch, er habe ›alle Polemik daraus verbannt‹, weil das Buch ›nicht bloß das Interesse des Tages erregen‹ wolle.«<sup>73</sup> Dass noch der 1996 erschienene Aufsatz zu Heines Polemiken von Windfuhr sich als erste »Spezialuntersuchung« zum Thema ausweist, zeigt, wie solche Wertungen auch die Literaturwissenschaft prägen: »man schweigt über den Polemiker Heine, weil Polemik als anstößig gilt und der Aufwertung des Dichters schaden könnte.«<sup>74</sup>

Die Polemik gehört gemäß all diesen Einschätzungen zu einer (historischen und/oder individualbiografischen) Phase, die überwunden werden muss, zugunsten von Werken, die ›klassischen‹ Erkenntnisansprüchen sowie ästhetischen Ansprüchen genügen. Anstelle polemischer Traktate sollen repräsentative Werke treten. Noch Hugo Ball, Mitautor des *Dadaistischen Manifests*, kritisierte im Essay *Die junge Literatur in Deutschland* (1915) die Literaturszene am Vorabend des Ersten Weltkriegs: »Man dachte an Manifeste, wo man früher Gedichtbände und Romane veröffentlichte. [...] Man trieb Polemik, Propaganda.«<sup>75</sup>

70 Vgl. dazu z. B. Dirk Werle, Nachlass, Nachwelt und Nachruhm um 1800 am Beispiel Johann Wolfgang Goethes, in: Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen 2017, S. 115–131 (dazu zahlreiche weitere Beiträge in diesem Band, in denen Goethe als Leitfigur zur Sprache kommt); zur Wichtigkeit von Goethes Nachlass und Nachlassverständnis für die Neugermanistik des 19. Jahrhunderts Hans-Martin Kruckis, Goethe-Philologie als Paradigma neuphilologischer Wissenschaft im 19. Jahrhundert, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart/Weimar 1995, S. 451–493.

71 Zitiert nach Dirk Rose, Polemische Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit der Literatur, in: Polemische Öffentlichkeiten. Zur Geschichte und Gegenwart von Meinungskämpfen in Literatur, Medien und Politik, hg. v. Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann und Andrea Schütte, Bielefeld 2021, S. 223–248, hier S. 236.

72 Vgl. zu Heines Polemik Manfred Windfuhr, Heine als Polemiker, in: Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongress 1997 zum 200. Geburtstag, hg. von Joseph A. Kruse, Bernd Witte, Karin Füllner, Stuttgart/Weimar 1998, S. 57–70.

73 Ebd., S. 61.

74 Ebd., S. 57.

75 Zitiert nach Rose, Polemische Öffentlichkeit, S. 235.

Natürlich gibt es auch ein ganz anderes Verständnis von Polemiken als Kunstform, als literarische Form – es ließe sich eben gerade über Heine herleiten, mit dem Fränkel sich ja auch als Editionsphilologe ausführlich beschäftigte<sup>76</sup> und an dem seine rhetorisch gefeilte Polemik geschult sein mag. Auch Heines Reflexionen über Polemiken sind einschlägig. In *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (1834) schreibt er über Lessing, der aufgrund seiner eigenen Betätigung als virtuoser Polemiker von Friedrich Nicolai in einem Brief mit drastischen Worten gewarnt wurde: Die Polemik sei »eine schöne Hure, die zwar an sich lockt, aber wer sich mit ihr gemein macht [...] bekommt Krätze oder Filzläuse, die dann fest sitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist.«<sup>77</sup> Ganz anders Heine, für den Lessing »die lebendige Kritik seiner Zeit« ist; »sein ganzes Leben war Polemik. [...] Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwicklung.«<sup>78</sup> In äußerst lebendigen Sprachbildern beschwört Heine die Polemik als geistreiche, aufrüttelnde Form der Kommunikation:

Vor dem Lessingschen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth heruntergeschlagen, und dann war er dabey noch so boßhaft ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publium zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitze in ihrem Herzen.<sup>79</sup>

Lessings Polemik entsprang laut Heine seiner »Wahrheitsliebe«,<sup>80</sup> und sie war verbunden mit seiner »Größe«; er und andere »Genie[s]« »litten« durch die Gegenkritik »für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seyns, das Unphilisterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung«.<sup>81</sup>

Obwohl Fränkels eigenes Narrativ der tragischen Auserwähltheit durchaus an solche Bemerkungen anschließbar wäre, vertritt er eine diametral andere Po-

76 Zu Fränkel und Heine bereitet Malte Spitz derzeit einen Beitrag für eine geplante Kollektivmonografie zu Jonas Fränkel vor (vgl. Fn 10).

77 Zitiert nach Rose, *Polemische Öffentlichkeit*, S. 234 f.

78 Heinrich Heine, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, in: Ders., *Sämtliche Werke*. Düsseldorf Ausgabe, hier: Bd. 8.1 (*Die Romantische Schule / Religion und Philosophie*), Hamburg 1979, S. 73.

79 Ebd., S. 73.

80 Ebd., S. 74.

81 Ebd., S. 75.

sition. 1944 schreibt er etwa an Carl Albert Loosli, »alle unsere Mühe, durch Polemik die Leute aufzuklären, ist Verschwendung unserer Kräfte. [...] Das Einzige, was bleibt, ist das Werk.«<sup>82</sup> Eine solch klassische Vorstellung von Werkhaftigkeit prägt auch die jeweiligen Produkte von Fränkels editorischem Verfahren, allen voran den synthetisierten, anscheinend bruchlosen Text der Keller-Ausgabe. Im Namen einer Ideologie des in sich geschlossenen, vollendeten Werks wendet Fränkel sich ja auch gegen das öffentlich Machen von Spittlers Nachlass. Somit ist Fränkels Kritik an der Polemik als öffentlicher Kommunikationsform aufs Engste mit seinem Rollenverständnis als designerter Nachlass- und Werkverwalter Spittlers verschränkt.

Seine Ablehnung der polemischen Texte erklärt sich also einerseits aus einer Tradition, andererseits aber über die Binarität des Privaten und des Öffentlichen, die ja die ganze Bund-Debatte strukturiert: »Philologie ist [...] ihrer Natur nach eine exklusive Wissenschaft; sie gehört nicht vor die weite Öffentlichkeit«, schreibt Fränkel in den Fünfigern an Humm,<sup>83</sup> und theoretisiert so sein Verständnis einer Disziplin, die im Geheimen für einige wenige Eingeweihte wirkt.<sup>84</sup> Man kann so zur Binarität des Privaten und des Öffentlichen einen weiteren Punkt hinzufügen. Auch die Philologie ist auf beiden Seiten verankert: als eigentlich exklusive Wissenschaft, die doch gezwungen ist, öffentlich zu wirken, und dies in Fränkels eigenem Leben primär in der Form von Polemiken zu tun vermochte, einer Form, die Fränkel abwertet – und doch mit Leidenschaft betreibt, nicht nur einem äußeren, sondern auch einem »inneren Zwange« folgend.

Es gehört zur Tragik von Fränkels Leben und Wirken, dass die Polemiken zu den wichtigsten Bestandteile seines Werks gehören – von den Zeitungspolemiken bis zu den polemischen Büchern, die Humm in den 1950ern als »Streitschriften« bezeichnet, als Texte, die der Verteidigung gegen persönliche Angriffe dienen und damit eigentlich unfruchtbar sind (anders als die von Humm postulierten »Kampfschriften« mit ihrer Verteidigung wissenschaftlicher Ideale).<sup>85</sup> Sie

82 Fränkel an C. A. Loosli, 8. November 1944; Schweizerisches Literaturarchiv, Nachlass C. A. Loosli, Signatur: SLA-Loosli-Ms-B-Sq-6.

83 Jonas Fränkel an Rudolf Jakob Humm, 25.9.1950 (SLA-Fraenkel-B-2-HUMM).

84 Der Rhetorik des Geheimen und des Kryptischen im Kontext von Fränkels Leben und Werk widmet sich auch das Forschungsprojekt des Schweizerischen Literaturarchivs und der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich, das im Oktober 2023 begonnen hat, sich mit dem Material zu beschäftigen: *Kryptophilologie. Jonas Fränkels »unterirdische Wissenschaft« im historischen und politischen Kontext*, <https://lit.ethz.ch/forschung/laufende-drittmittelprojekte/-kryptophilologie--jonas-fraenkels--unterirdische-wissenschaft-.html> (zuletzt 11.11.2024).

85 Vgl. Jonas Fränkel an R. J. Humm, 25.9.1950 (SLA-Fraenkel-B-2-HUMM); vgl. zu den Begriffen und weiteren Verweisen auch Schütt, Germanistik und Politik, S. 280 (Anm. 5).

schlagen sich im Nachlass in einer enormen Materialmenge nieder, in regelrechten »Papierberg[en]«, um mit der *Verabschiedung Faesis* zu sprechen, und sie binden Energie, die nicht in die literaturwissenschaftliche oder editorische Arbeit fließen kann: Die polemischen Bund-Artikel sind »das Ergebnis anstrengendster Arbeit«, die sich oft über Tage hinzieht.<sup>86</sup>

Fränkels hohe Produktivität in diesen intensiven Phasen der polemischen Betätigung, die ihn im zitierten Entwurf ja sogar eine ganze »Schrift« nur zur Thematik der Bund-Debatte ins Auge fassen lässt, steht im Gegensatz zu seiner äußeren und inneren Blockade in Sachen Spitteler. Äußerlich blockiert war Fränkel, da er ab der zweiten Hälfte 1927 keinen Zugang zum Nachlass in Luzern mehr hatte. Dass er innerlich blockiert war, zeigt sich daran, dass er trotz gegenteiliger Behauptungen in der Bund-Polemik kein fast fertiges Manuskript der Biografie im Schrank liegen hatte,<sup>87</sup> mehr noch, er kam in der Herstellung von druckfertigen Kapiteln schon zu Spittelers Lebzeiten nicht recht vom Fleck.<sup>88</sup> Der polemische Prozess ist so auch eine Überwindung eines anderweitigen Schreibstaus, und sein affektiver Gehalt kann noch einmal neu bestimmt werden: einerseits als Frustration und Trauer über die Ausgrenzung aus dem Literatur- und Universitätsbetrieb und den fehlenden Zugang zum Spitteler-Nachlass, gepaart mit einer kämpferischen Einstellung, andererseits als Lustgewinn. In den Polemiken kann Fränkel einen Schreibstau in Sachen Spitteler überwinden und zugleich die tief empfundene Marginalisierung im Schweizer Literaturbetrieb thematisieren, sich die Position des »Berufenen«, aber Beneide-

86 Jonas Fränkel an Hugo Marti, 9. Januar 1933 (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

87 Vgl. Joanna Nowotny, Die Suche nach Jonas Fränkels Spitteler-Biografie, in: Carl Spitteler und sein Netzwerk. Neue Perspektiven in Wort und Bild, hg. von Jael Bollag et al., Zürich 2024, S. 151–156.

88 Magnus Wieland hat in einem Vortrag die These aufgestellt, dass Fränkel schon in den Zehnerjahren blockiert war, da Spitteler, angestossen durch Fränkels Biografie-Projekt, immer mehr autobiografische Texte verfasst und sie Fränkel sendet; der Dichter wird so zunehmend zu seinem eigenen Biografen, was Fränkels Aufgabe erschwert (Magnus Wieland, Spittelers Krypto-Nachlass, Vortrag am Online-Workshop zum Nachlass Jonas Fränkel mit Kryptonachlass Carl Spitteler, 30.4.2021, Schweizerisches Literaturarchiv). Die These lässt sich durch Nachlassmaterial belegen: Als Fränkel Spitteler etwa im Frühjahr 1919 einen Kapitelentwurf über Spittelers familiäre Hintergründe und frühen Jahre mit dem Titel *In der Heimat* vorlegt, entwickelt Spitteler in einem Brief vom 6. Mai 1919 eine ausführliche Kritik am Manuskript. Während er Einzelnes lobt, moniert er vieles und bringt zahlreiche Ergänzungen an, schreibt also quasi in Teilen seine eigene Biografie; seine Antwort umfasst gute 20 Seiten (SLA-Fraenkel-D-1-B-1-FRAE). Fränkel hat das Manuskript in der Folge ausführlich überarbeitet (vgl. SLA-Fraenkel-A-2-i-MAN). Solch kritische Rückmeldungen mögen Fränkel weiter gehemmt haben.

ten und dadurch Ausgestoßenen erschreiben. Insofern gilt für Fränkel durchaus, was Heine in Bezug auf Lessing schreibt, dessen Polemiken wie ein »Jungbrunnen« gewirkt hätten,<sup>89</sup> da er mit jedem »Kampf« die »Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweykampf erschlug« (wobei Fränkel seinen Gegnern jegliches Talent absprach).<sup>90</sup> Polemik kann ein Elend sein, sie kann als aufgezwungen, zeitintensiv und zermürbend erlebt werden – durch ihre Affektivität verspricht sie aber gleichzeitig einen Lustgewinn und sie kann als hoch produktive Form an die Stelle von Werken treten, die eben nicht geschaffen werden (können).

## VI. Rhetorik und Ausgrenzung

Polemiken sind eine fundamental zwiespältige Textsorte. Einerseits sollen sie überzeugen und fallen damit unter die impliziten Regeln, die in unseren Gesellschaften jeder Debatte unterlegt sind, mit einer Präferenz für vermeintlich »sachliche« Argumentation. Andererseits sind sie zutiefst affektiv, und sie sollen unterhalten, was am besten durch Zuspitzung, Ironie, Pathos und andere rhetorische Strategien erreicht wird, die Fränkel bestens beherrscht. *Prodesse et delectare* – der berühmte Wahlspruch, abgeleitet aus der *Ars Poetica* des Horaz, trifft auf diese mediale Form besonders zu. Gerade die elaborierte Form von Fränkels Beiträgen macht den vermeintlichen »Professorenzank«<sup>91</sup> zum medialen Ereignis, zu einem »richtige[n] Spitteler-Nachlaß-Krieg [...], voll der Hitze, die literarische Fehden so auszuzeichnen pflegt.«<sup>92</sup>

Fränkel hoffte auf einen Befreiungsschlag durch seine scharfzüngigen, eloquenten, philologisch untermauerten Polemiken, wurde aber instrumentalisiert. Sein polemisches Schreiben wurde als Unterhaltung konsumiert, die Erregung wurde durch immer neue Wortmeldungen hochgehalten, Fränkel wurde vorgeführt als gewitzter, aber auch impertinenter und schrulliger Querulant. Die Redaktion erhält im Verlauf der Debatte »Zeugnisse für eine steigende Spannung und Anteilnahme«:<sup>93</sup> Man konsumierte Fränkels Polemiken mit Lust und verwendete sie perfiderweise zugleich gegen ihn. Von Faesi bis zur Bund-Redaktion, in Briefen und publizierten Texten werfen ihm alle wieder und wieder vor,

89 Windfuhr, Heine als Polemiker, S. 60.

90 Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, S. 73.

91 Um den Nachlaß Spitteler: Schlußwort der Redaktion, in: Der Bund, 8.2.1933.

92 Berner Tagwacht, 17. Februar 1933, von Fränkel unter SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND abgelegt.

93 Um den Nachlaß Spitteler. Schlußwort der Redaktion.

nicht »sachlich[]«<sup>94</sup> zu argumentieren, »unsachliche«<sup>95</sup> Schmähreden zu verfassen, sich durch »unsachliche[] Ausfälle« »neue Polemiken« einzuhandeln.<sup>96</sup> Mit solchen Texten verletze Fränkel die Regeln des gut schweizerischen Anstands: Er wolle »Zank [...] ins Schweizerhaus« bringen, wirft ihm Faesi an einer Stelle explizit vor.<sup>97</sup> Die Schweiz, ein Ort der vernünftigen, kühlen Debatte also, die gestört wird durch den »fremden« Quertreiber.

Zwei interpretative Rahmen treffen aufeinander: eine geachtete Kunst der Polemik, die durch Emotionalisierung, Überzeichnung, literarische Mittel und Ähnliches zu überzeugen weiß und ein Diskurs, in dem nur vermeintliche Sachlichkeit, Distanziertheit und Neutralität zählt,<sup>98</sup> die freilich durch mächtige Individuen oder ein Kollektiv auch dort behauptet werden darf, wo sie in formal-ästhetischer Hinsicht gar nicht vorhanden ist. Denn natürlich verwenden auch die Gegenartikel zahlreiche polemische Strategien, wie an anderer Stelle ausführlicher zu zeigen wäre.<sup>99</sup> Kontrovers diskutiert wird nicht Fränkels Arbeit als Philologe. Sie wird nur ganz am Rande thematisch, wenn ihm fehlende Produktivität vorgeworfen wird, da die Spitteler-Biografie ja noch nicht vorliege. Seine erwähnten kühnen philologischen Konzepte aber bleiben Außen vor.

94 Hugo Marti an Jonas Fränkel, 8.1.1933; Marti schreibt, er habe eine »kurze[], sachliche[] Schlussserklärung« erbeten und stattdessen »einen neuen, breit ausgewalzten Angriff« erhalten (SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND).

95 Z. B. Um Spittlers Nachlaß (Vorbemerkung der Redaktion, der *Verabschiedung Faesis* vorangestellt), in: Der Bund, 11.1.1933. Vgl. auch die Formulierungen in der Presse im Rahmen von Fränkels Klage auf Basis des Berichtigungszwangs (vgl. Fn 26): Von Fränkels Artikel schreiben sie in Anlehnung an Bund-Chefredaktor Ernst Schürchs Votum als einer »unsachlich gehaltene[n] [...] Erklärung«, als Text mit »ausgesprochen polemische[m] Charakter«. Berner Tagblatt und Oberländer Tagblatt, 17. Februar 1933; von Fränkel abgelegt unter SLA-Fraenkel-B-4-c-1-BUND.

96 Bundredaktion, Antwort auf: Fränkel, Um Spittlers Nachlaß, in: Der Bund, 13.1.1933.

97 Robert Faesi, Antwort an Jonas Fränkel, in: Der Bund, 4.1.1933.

98 Hier wird durch die Nähe der polemischen Form zur rhetorischen Form des Pathos eine Spannung greifbar, die der modernen Wissenschaftsgeschichte und -theorie inhärent ist: »Als rhetorisch verfasste Äußerung kollidiert Pathos bzw. pathetische Rede [...] mit jenen Prinzipien, die Wissenschaft als rationale Sachkommunikation bestimmen und die Geltungsansprüche ihrer Aussagen an begriffliche Eindeutigkeit, Ökonomie und Redundanzfreiheit binden«. Dennoch operieren die (Geistes-)Wissenschaften auf vielschichtige Weise mit Pathos, selbst dort, wo Akteure dies zu verschleiern suchen. Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase, Dirk Werle, Ethos und Pathos in den Geisteswissenschaften. Forschungsbericht und Problemskizze, in: Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften. Konfigurationen der wissenschaftlichen Persona seit 1750, hg. von dens., Berlin/Boston 2015, S. 13–38, hier S. 32, zur Thematik allgemein alle Beiträge des Sammelbandes.

99 Die Verfasserin plant ein Kapitel in der erwähnten Kollektivmonografie zu Fränkel, das sich dem Thema ausführlicher annehmen soll (vgl. Fn 10).

Stattdessen wird Fränkel *ad hominem* angegriffen. Hier nur ein Beispiel: Faesis *Antwort an Jonas Fränkel* vom 4. Januar 1933 ist voll von polemischen Breitseiten gegen Fränkel, der »nach allen Seiten Schüsse austeil[e]«, aber selber »mit Handschuhen angefaßt« werden wolle, und der an »Icheinzigwahn« (»Wortbildung Spittelers«) leide – »Spitteler ist für Fränkel da, nicht Fränkel für Spitteler.« Faesi prägt hier also das Argument, das noch in den Vierzigern im Rahmen der Keller-Streitigkeiten gegen Fränkel verwendet wird. Fränkels Walten als »Nachlaßhüter« bringe nichts als »Polemik und Konflikt«, und ironisch stellt Faesi Fränkel als unzufriedenen Streithahn dar: »Ein unverständliches Pech hat dieser Herr Fränkel, immer von literarischen Streithähnen überfallen, als sanfter Märtyrer von fletschenden »Nachlaßhyänen« umzingelt zu werden!« Nach diesen Tiraden freilich zieht sich Faesi elegant auf den Standpunkt der Objektivität zurück: »Der maßlose und beleidigende Ton meines Gegners soll mich jedoch auch jetzt nicht zu Ungerechtigkeiten gegen ihn verführen.« Auch die Paratexte der Bund-Redaktion markieren zwar sprachlich höchste Neutralität (die »uneingeschränkte[] Debatte [...] nach verschiedenen Seiten hin« diene einer »Abklärung«),<sup>100</sup> intervenieren aber oft und zum Schluss ganz offen gegen Fränkel.

Die Forschung zu Polemiken unterscheidet gerne zwischen zwei unterschiedlichen Funktionen in Bezug auf die Öffentlichkeit – Polemik als Medium der Wahrheitsfindung, als Erkenntnis fördernden Streit, der das Publikum zum rational abwägenden Urteilen bringen soll, versus Polemik als Strategie der Emotionalisierung, die das Publikum zur »soziale[n] Exkommunizierung« des »Gegners« anstacheln soll.<sup>101</sup> Die Polemik gegen Jonas Fränkel zeigt, dass beide Funktionen wunderbar Hand in Hand gehen können, wenn dem »Gegner« Emotionalisierung vorgeworfen wird, während man selber so tut, als betreibe man neutrale Wahrheitsfindung. Im rhetorischen Krieg sind alle Mittel erlaubt, und die Öffentlichkeit praktiziert auf Basis solcher medialer Darstellungen Ein- und vor allem Ausschlüsse, die »ein gesteigertes Gefühl von Zugehörigkeit« versprechen; »beim Verstoßen fühlt man sich so recht geborgen.«<sup>102</sup> Fränkel wird als Polemiker zugleich vorgeführt und verstoßen, denn wenn die impliziten und expliziten Diskursregeln gegen einen Einzelnen gekehrt werden, nützt alle »Schärfe, [...] Treffsicherheit« und »argumentative[] Virtuosität« nichts – wer polemisiert, hat schon verloren.

100 Um Spittelers Nachlaß. Vorbemerkung der Redaktion, in: Der Bund, 20.1.1933.

101 Andreas Stuhlmann, »Die Literatur – das sind wir und unsere Feinde«. Literarische Polemik bei Heinrich Heine und Karl Kraus, Würzburg 2010, S. 56. Vgl. zum unterschiedlich konzipierten Publikum einer Polemik auch Elke Dubbels, Andrea Schütte, Einleitung, in: Polemische Öffentlichkeiten. Zur Geschichte und Gegenwart von Meinungskämpfen in Literatur, Medien und Politik, S. 7–20, hier v. a. S. 7 f.

102 Von Matt, Grandeur und Elend, S. 42.